

Groucho Marx im Briefverkehr

Viel Winterweizen in diesem Jahr?

Groucho Marx, der Mann, dem es gelang, die westliche Kultur durch einige der funkelndsten, witzigsten Respektlosigkeiten zu unterminieren, ist seit jenem 19. August 1977, als er im Cedars-Sinai Medical Center von San Francisco mit 86 Jahren starb, seiner Nachwelt in frischer Erinnerung geblieben - sei es im Trio der Marx Brothers durch die Paramount-Filme, sei es solo durch seine TV-Show, die sich während 14 Jahren im Programm der NBC behaupten konnte. Einige Bücher, die er Ende der zwanziger Jahre zu veröffentlichen begonnen hatte, «Beds» etwa, «Many Happy Returns» auch, fallen bei dieser Unvergessenheit sicher kaum ins Gewicht; «Memoirs of a Mangy Lover» oder «Groucho and Me» sind in Amerika immerhin als Taschenbücher greifbar. Mehr Bedeutung haben in diesem Zusammenhang gewiss umfangreiche Paperbacks wie «The Groucho Phil» und «Hello, I Must Be Going», Bildbände wie «The Marx Brothers Scrapbook», Bücher also, die der als Julius Henry Marx geborene zwar nicht geschrieben, an deren Herausgabe er aber in den siebziger Jahren noch mitgearbeitet hatte.

«The Groucho Letters», ein Sammelband mit Briefen, der bereits 1967 publiziert worden war, beweist, dass der Komiker auch als Briefeschreiber unvergleichlich sein konnte. Unter dem Titel «Die Groucho-Letters» liegt der Band, erschienen im Hanser-Verlag, München, seit kurzem in deutscher Übersetzung vor. Gewiss, es ist ein nicht unproblematisches Unterfangen. Groucho Marx, der übrigens nie müde geworden war, auf die elsässische Herkunft seiner Eltern hinzuweisen, ohne die physische Anschaulichkeit des amerikanischen Originals vorzustellen zu wollen.

Es ist dies nicht der erste Versuch: bereits 1961 war im Sanssouci-Verlag, Zürich, «Groucho and Me» herausgekommen, seine Autobiographie, die der jahrelang quer durch den Kontinent tingelnde Music-Hall-Artist mit einem Lob auf Fernsehen beschliesst - Schluss mit der Reiterei, den schabigen Hotels, Schluss mit der Eisenbahn, die in den Schneemasen des Hinterlands stecken bleibt, dem Theatermanager, der mit den Gagen abhaut. Damals hiess das Buch, das den Marxismus aus New York einem deutschsprachigen Leser näherbringen wollte, «Schule des Lächelns» - ein Titel, der gründlich danebengegangen war. Nun, beim Hanser-Verlag bedienten sich die Herausgeber eines wenn auch äusserst billigen Kniffs: sie haben den Titel erst gar nicht zu übersetzen versucht und die Auswahl der Briefe gekürzt statt sie kommentierend zu ergänzen.

Ein irrsinnig komisches Buch

«Die Groucho-Letters»: Was vorliegt, ist ein kaum je langweiliges, in manchen Briefpassagen sogar irrsinnig komisches Buch. Unter einem im September 1957 an Arthur Sheekman gerichteten Brief, der im übrigen nichts als Bühnenklatsch enthält, setzt Groucho Marx als PS überraschend die Frage: «Pflanzst Du dieses Jahr viel Winterweizen an?» Und doch bringt diese Korrespondenz mehr als die bloss brillante Umsetzung jener Devise, die alles für einen Lacher herzugeben bereit ist. Immerhin wäre es bei dieser Gelegenheit nicht ohne Interesse gewesen zu erfahren, dass die beiden sich 1930 in Chicago kennengelernt hatten, als Groucho Marx in «Animal Crackers» auftrat. Sheekman war hinter die Bühne gekommen und hatte versucht, ihn für eine Kolumne, die er für eine Chicagoer Zeitung schrieb, zu interviewen. Das Ganze endete damit, dass Groucho die ganze Kolumne selbst schrieb, und die beiden gute Freunde wurden. Denn gerade auch vom Inhaltlichen her bietet die Lektüre mancher Briefe einige Aufschlüsse. Lehrreich zu lesen ist es bestimmt, was an Irrtümern das Leben in seinen Wechseln für Groucho selbst im eigenen Metier noch bereithält, wenn er Jerry Lewis 1957 in bester Absicht rät, sich keinesfalls von Dean Martin zu trennen. Insgesamt: Was die Sprachkomik angeht, so wirkt die Übersetzung auch in diesem Fall nicht selten, als sei dem amerikanischen Original ein Filter vorgeschoben worden. Zu vieles kommt leider nicht hindurch.

Fritz Hirzel

«Schlag auf Schlag»

I.T. Im Mobilen Studio des Luzerner Stadttheaters wird zurzeit dieses 1978 entstandene Stück der in München lebenden Maria Reinhard aufgeführt. Der Monolog, in dem es um Kindsmisshandlung geht, stützt sich ab auf einen authentischen Justizfall. Aufgrund einer Sozialreportage im Berliner Radio hat Maria Reinhard ihr Stück zusammengestellt. Die Luzerner erheben den Anspruch einer schweizerischen Erstausführung, was streng genommen auch in Ordnung ist, weil es sich bei dem Projekt der Schauspielerin Nikola Weisse im Zürcher Theater am Neumarkt (Oktober 1981) um ein Gastspiel handelte. In Zürich war das Reinhard-Stück zu sehen, auch wenn Nikola Weisse die Namensnennung der Autorin im Programmheft «vergessen» hat. «Schlag auf Schlag» ist im Franz-Xaver-Kroetz-Verlag erschienen und wurde inzwischen in der Bundesrepublik an vielen Kleintheatern gespielt.

Improvisationen, viel Spielfreude und Klamauk

Zur Premiere von Mollères «Eingebildetem Kranken» im Zürcher Schauspielhaus

Zunächst ist eine recht komplizierte Vorgeschichte zu berücksichtigen. «Der eingebildete Kranke» war als Schlusspunkt im Molière-Zyklus von Jean-Pierre Ponnelle auf den Spielplan gesetzt worden, doch nachdem Bühnenbild und Besetzungen bereits festgelegt waren, nach den Stellproben und der Einstudierung des ersten Aktes ist Ponnelle schwer erkrankt. Gerhard Klingenberg ist für ihn eingesprungen, und weil auch er, andersweitiger Verpflichtungen wegen, sich nicht voll auf diese Arbeit konzentrieren konnte, wurde auch noch Leopold Lindtberg für die Inszenierung engagiert. Das Ensemble hat diese Wechsel, diese Improvisationen indessen erstaunlich gut verkraftet, mehr noch, an der Premiere war eine bemerkenswerte Spielfreude zu spüren, viel Spass an situationsbedingter Komik, am Klamauk. Und mit solcher Spielfreude ist ein Molière-Stück schon halb gerettet.

Und die andere Hälfte? Argan, der Hypochonder, der mit eingebildeten Leiden seine Umwelt tyrannisiert, ist eine lächerliche Figur, gewiss, auch beklemmend aber in seiner Manie, jede Verantwortung für sich, für sein eigenes Wohlbefinden an die Ärzte und ihre Medikamente delegieren zu wollen. Bereits die allererste Szene illustriert dies in einem raffinierten Bild: Argan sitzt über seiner Buchhaltung, beurteilt seine Krankheit in nackten Zahlen, nach den Kosten und nach der Menge der eingenommenen Arzneien. Gemäss seinem verdinglichten Verhältnis dem Leben gegenüber behandelt er auch seine nächste Umgebung; die Tochter Angelique hat er gegen ihren Willen einem Arzt versprochen, und Louison, die jüngere, soll dereinst womöglich mit einem Apotheker verheiratet werden. Den Medizinern kann Argans gestörtes Verhältnis zum Leben nur recht sein, sie behandeln ihn - respektive seinen Körper - mit ihrem Fachwissen, mit immer neuen Säften und Tränklein und dürfen sich ihre Rezepturen teuer bezahlen lassen. Was sie ihm nicht bieten können, psychische Zuwendung nämlich, fordert der Patient um so mehr von seiner Familie, und wenn Argans Frau Béline (Marlies Engel) im Stück als infame Erbschleicherin erscheint, hat sie mit ihren Klagen - er sei «ohne Geist, langweilig, launisch, mühsam für seine Umgebung», und «es wäre ungerecht, wenn ich meine schönsten Jahre mit ihm verbracht hätte, ohne dass etwas für mich herauskommt» - halt auch eine Logik. Argans Bruder Béralde (Horst Warning) schliesslich schlägt die einzig richtige Therapie vor, der Patient soll selber Arzt werden, was, vordergründig gesehen, die Konflikte zum guten Ende auflöst, was überdies bedeutet, dass Argan sich nicht länger entmündigen lassen, endlich zur Selbstbestimmung zurückfinden soll.

Spitzfindige Interpretationen einer «blossen» Komödie? Aufgesetzter Tiefgang für ein harmloses Lustspiel? Doch war Molière nicht selber totkrank, als er den «Malade imaginaire», sein letztes Stück, schrieb und darin auch die Hauptrolle spielte? Ist er nicht sieben Tage nach der Uraufführung, am 17. Februar 1673, an einem Blutsturz gestorben? Und die Arzeneien mit ihren hübsch nostalgischen Namen, all die Klistiere und Elixiere, die



Ambrosium Humm liess sich im Theater inspirieren: die Doktoren Po(nnelle), K(lingenberg) und Lin(dtberg) traktieren gemeinsam den Patienten Poquelin (wie Molière mit bürgerlichem Namen hiess).

Laxazien und Purganzen und Tinkturen, bekommen sie nicht eine neue Dimension im Programmheit, wo sie zeitgemäss Tranquillizer, Appetitzügler, Antidiarrhoika, Antidepressiva und Psychostimulantien heissen?

Molières Komödien sind doppelbödig, und gerade diese Zwiespältigkeit ist schwer auf die Bühne zu bringen. Die Zürcher Aufführung (in der Übersetzung von Hans Weigel) hat das ansatzweise geschafft, ist aber, für mein Empfinden, allzuoft auf Klamauk ausgewichen. Wenn etwa der frischgebackene Mediziner Thomas Diafoirus (Bernd Rumpf) seinen Heiratsantrag wie eine auswendig gelernte Lektion herunterleiert, wirkt das zwar überaus komisch, doch gerade weil er zu sehr auf dümmlichen Stabi angelegt ist, geht das beängstigend nekrophile Moment in dieser Figur verloren. Oder wenn Doktor Purgon (Klaus Knuth) im Metzgerschurz auf der Bühne herumtobt, weil Argan einen Einlauf um einige Stunden verschieben möchte, reizt das zwar zum Lachen, doch das Lachen bleibt nicht im Halse stecken ob der Unfähigkeit dieses Arztes, als Mensch auf einen Patienten einzugehen.

Sicher, ohne Klamauk, ohne überbor-

dende Lebensfreude ist «Der eingebildete Kranke» nicht spielbar, diese Elemente gehören unabdingbar zu Molières Doppelbödigkeit, und sie wurden vom ganzen Ensemble herausgearbeitet, vor allem von Peter Ehrlich als Argan, Renate Bernhard als Dienerin Toinette, Jürgen Czesla als Vater Diafoirus. Doch richtig amüsiert habe ich mich weniger an den saftigen Einlagen, vielmehr an witzigen Details, dem ungestümen Tanz des verliebten Paares Angelique (Ingrid Seibert) und Cléante (Bernd Seebacher) etwa, der abrupt auf dem Krankenbett des Vaters endet, an der verschrobenern Art, wie Argan sich seine Tränklein einverleibt, an rasch hingeworfenen Wortspielen und gewandter Gestik.

Besonderes Lob verdient Jorge Villareals Bühnenbild, eine hohe, dunkel getäfelte (und reizvoll ausgeleuchtete) Bürgerstube mit Arznteischchen und Krankenbett. Dieses naturalistische Interieur vermochte als Gegensatz zum unwirklichen Klamauk - in der Spannung vor allem zum effektvollen Gauklerspiel der Schlusszene - doch einiges von Molières Doppelbödigkeit einfangen.

Rea Brändle

Wertvolle Fundstücke im Beinhaus von Leuk

Im Zug der Innenrestaurierung der Pfarrkirche von Leuk Stadt kam nun auch das Beinhaus an die Reihe, bis anhin ein kleiner, rechteckiger Raum mit einer Totentanzdarstellung an der Substruktion des Kirchenpfeilers in der bergseitigen Innenwand. Dass hier hinter einer später eingezogenen Mauer noch ein mit Gebein angefüllter Raum wäre, konnte vorerst niemand vermuten.

Als Schadel zum Vorschein kamen, entschied die Kirchenbaukommission, die Gebeine zu entfernen, um Raum für ein kirchliches Vereinslokal zu gewinnen. Mitten in diesen Gebeinen nun wurden die 25 mittelalterlichen Statuen auf-

gefunden, die Pietà und das Monumentalkruzifix lagen oben auf. Nach Ausräumung der Gebeine führt jetzt rund um den Pfeiler ein rechteckiger Gang, dessen Wände über niedrigerem Sockel wiederum aus sorgfältig geschichteten Schädeln gebildet werden.

Es ist dies die Situation um 1500, als gleichzeitig mit dem spätgotischen Kirchenneubau auch das Beinhaus eingerichtet wurde. Die bisher geborgenen Statuen sind vermutlich um die Mitte des 17. Jahrhunderts nach alter Gepflogenheit im Beinhaus beigesetzt worden. Die Inschrift am Pfeiler «oh frommer Christ hüte dich vor der lutherischen Trug und

List» kann in Leuk der einstigen Hochburg der Reformierten, kaum vor der Rückkehr zum alten Glauben, 1604, hingesetzt worden sein, vorher wäre sie eigligst übertüncht worden.

Wertvolle Pietà

Die eindrückliche Reihe der 25 Statuen, Kruzifixe, Marienfiguren und weiteren Heiligenstatuen ist ausschliesslich gotisch und stammt aus der Zeit vom dritten Viertel des 13. Jahrhunderts bis um 1500. Was bisher zutage gefördert worden ist, erreicht nicht das hohe Alter der beiden ältesten Stücke, die 1924 neben fünf weiteren Figuren im Beinhaus von Raron, ebenfalls hinter Schädeln, gefunden worden sind. Der Fund von Leuk ist aber kunstgeschichtlich als sehr bedeutend einzuschätzen, nicht nur wegen der grossen Anzahl der Figuren; er liefert unter anderem Stücke, aus dem - hierzulande nur wenig dokumentierbaren - 13. Jahrhundert, sowie eine Pietà von hoher Qualität, die vielleicht ein neues Licht auf die Geschichte dieses Genres wirft.

Walter Ruppen



Im Beinhaus von Leuk sind zufällig mittelalterliche Statuen von unschätzbarem Wert gefunden worden. (Bild Key)

Die Glosse

«Guernica» - von Königs Gnaden

Er fürchte die Rückkehr von Picassos «Guernica» nach Madrid, gab der charismatische spanische Dichter Rafael Alberti vor einem guten Jahr seinem Zürcher Publikum zu verstehen. Denn das Bild sei immer noch lebendig, ein herausgeschriener Protest, der einige, auch noch Lebende, empfindlich treffen und zum Gegenangriff herausfordern könnte. Nach der Überführung «Guernicas» aus dem Museum of Modern Art, dem New Yorker Exil, nach Madrid in den Casón del Buen Retiro braucht Alberti mindestens in dem Punkt keine Angst mehr zu haben: Seine Schreie werden von der gepanzerten Grabesruhe mehr als aufgefangen.

Die täglichen Schlangen vor dem «Guernica-Mausoleum», zu dem man das nahe beim Prado gelegene und ehemals zur königlichen Sommerresidenz gehörende Gebäude von Alonso Carbonell umgestaltet hat, sind wohl etwas kürzer als jene vor Lenins Grabstätte. Die Besucher warten aber mit ebenso grosser Geduld, sind ebenso andächtig, wenn sie die Stufen hinauf steigen zur Eingangshalle, wo sie von spanischen Fahnen empfangen werden, wie Bajonette aufgepflanzt, dann durch den Metalldetektor-Bogen treten, ihre Taschen durchwühlen lassen, zwei (den Vorstudien gewidmete) Räume abschreiten, um endlich vor der erwarteten Offenbarung zu stehen. Ob bloss aus technischen Gründen, wie ich mir sagen liess: ein einfaches Panzerglas hat hier jedenfalls zum Schutz vor Attentätern nicht genügt, die den Sicherheitsapparaten und dem Personal entgangen wären. Vor die eine Schmalseite des tonnengewölbten, mit wogenden, mythologisch-allegorischen Fresken von Lucas Jordán überzogenen Raumes wurde ein durch massive Holzrahmen zusammengehaltener Glasvorbau gesetzt - ein veritabler Sarkophag. Bescheiden, aber nicht zu übersehen, zu seiner Linken wiederum eine spanische Fahne.

Die grossen Zusammenhänge, die in diesem Raum offenbar interessieren sollen, werden auf der gegenüberliegenden Wand in Goldlettern deutlich. Da prangt zuoberst gross der Name Philipps IV., darunter kleiner der des Architekten Alonso Carbonell und das Jahr (1640) der Vollendung des Baus; dann ist Karl II. (wiederum grösser) mit Lucas Jordán (wiederum kleiner) und dem Jahr (1692) der Freskenmalerei verewigt; zuunterst (grösser) Juan Carlos I. und (kleiner) Pablo Picasso mit der Jahreszahl 1981 ...

Ich weiss nicht, ob Picasso, würde er noch leben, nur entsetzt oder auch etwas erfreut wäre, dass sein Bild, «Guernica», noch nach fast 35 Jahren eine derartige Herausforderung an seine Landsleute darstellt, dass es nur eingesargt ausgestellt werden kann. Begeistert wäre Picasso aber zweifellos, postum noch zum Hofmaler avanciert zu sein. Armer Picasso!

Caroline Kesser

Luzerner Jazz-Gruppe «OM» löst sich auf

(SDA) Die Luzerner Jazz-Gruppe «OM» löst sich nach zehnjährigem Bestehen in diesem Jahr auf. Zuvor geht «OM» in diesem Monat auf eine zweiwöchige England/Schottland-Tournee, die von der Pro Helvetia unterstützt wird. Ebenfalls sind für April und Juni noch Tourneen in Deutschland, Österreich und der Schweiz vorgesehen. «OM» wurde 1972 gegründet und widmete sich einer zeitgenössischen, von Jazz und Rock geprägten Musik, die sie mit eigenständigen Beiträgen bereicherte. Ihre Musik brachte ihr Anerkennung in ganz Europa. Insgesamt veröffentlichte «OM» fünf Langspielplatten. Die vier Musiker (Bobby Burri, Christy Doran, Urs Leimgruber, Fredy Studer) trennen sich in freundschaftlichem Verhältnis. Die Gründe für die Auflösung liegen nach Aussage der Musiker in einem Missverhältnis zwischen Aufwand und Ertrag: «Die Unkosten werden höher, die Gagen aber bleiben gleich.» Überdies sei man oft ignoriert worden, weil die Musik nicht dem breiten Publikumsgeschmack entsprach.

KULTURNACHRICHTEN

Unbekanntes von Böll. (T) Ein in den fünfziger Jahren geschriebener, bisher unveröffentlichter Roman, «Das Verächtnis», von Heinrich Böll soll im Herbst in dem von Bölls Sohn René Böll geleiteten Lamuv-Verlag (Bornheim-Merten bei Bonn) erscheinen.

«Friedensoffensive im Theater». (T) Mit einem bisher wohl einmaligen Engagement stellt sich das von Hansgünther Heyme geleitete Schauspiel des Württembergischen Staatstheaters Stuttgart in den Dienst des Friedensgedankens. Vom 12. bis 18. März gibt es drei Inszenierungen zum Thema Frieden: «Der staubige

Regenbogen» (Hans Henny Jahnn), «In der Sache J. Robert Oppenheimer» (Heinrich Kipphardt) und «Bombensicher oder Auch morgen wird die Sonne scheinen» (Peter Ritz), verbunden mit Ausstellungen, Lesungen, Filmen und Diskussionen, die von Autoren, Künstlern und mehr als dreissig Friedensinitiativen gestaltet werden.

Löwenbrunnen in der Alhambra ersetzt. (AFP) Der Löwenbrunnen in der Alhambra (Granada) wird in Kürze in ein Museum überführt. Die Besucher des maurischen Schlosses müssen dann mit einer Kopie vorliebnehmen.